

Plauderstübchen

Wochenbeilage zum „Rheingauer Bürgerfreund“

Druck u. Verlag von Adam Estienne, Oestrich-Winkel.

Verföhnt.

Novelle von R. Burger.

1. Fortsetzung.

2.

„Leo! — Leo! Sieh doch hierhin! — Wenn ich nur sicher wüßte, ob es Leo wäre — aber ich weiß es nicht bestimmt; er sieht gerade wie Leo aus und dennoch —“

Die junge Dame, die diese Worte bald laut, bald leise gerufen hatte, saß auf einer Felsenbank, die ziemlich hoch aus den schaumbegrenzten blauen Wellen des Meeres, welche die Südküste Siziliens bespülten, hervorragte.

„Er trägt denselben breiten Hut, wie Leo ihn hat,“ fuhr sie zu sich selbst redend fort, „wenn er nur die Gondel umwenden wollte, damit ich sein Gesicht sehen könnte; — ich glaube, er ist es!“

Ein schelmisches Lächeln umspielte plötzlich das Antlitz der jungen Dame, als sie sich weit über den Felsen beugte, eine Hand voll kleiner, weißer Muscheln aufnahm und sie weit hinein in die blauen Fluten der See, der Richtung der Gondel zu, warf.

Sie hatte ihren Zweck erreicht! Im Nu hatte die Gondel ihren Kurs gewandt; ein junger Herr richtete sich hoch in dem Fahrzeug auf und blickte überrascht nach dem Felsen hinüber. Die junge Dame erschrak; das schallhafte Lächeln erstarb auf ihren Lippen, schnell wandte sie sich um, den beschwerlichen Weg über die Felsen der Landstraße zu nehmend.

„Es ist nicht Leo! O, wie töricht bin ich gewesen,“ schalt sie sich.

Doch der Fremde war schneller wie sie, schnell hatte er seine Gondel besetzt, eilte über den Felsen und hatte in wenigen Augenblicken die junge Dame erreicht. Er war ein stattlicher junger Mann, der jetzt mit seinen ehrlichen, treuherzigen Augen teils belustigend, teils fragend seine Ruhesünderin anschaute.

„Warfen Sie mir die Muscheln zu? Wünschen Sie mich?“ fragte er höflich.

Das junge Mädchen wurde dunkelrot und wagte nicht, ihre Augen zu erheben; sie konnte kein Wort hervorbringen, so fest schien ihr die Kehle zugeschnürt zu sein.

„Kann ich Ihnen helfen?“ fuhr er ermutigend fort.

„Ich glaube, Sie seien Leo gewesen; seine Gondel steht ebenso aus, — die Ähnlichkeit hat mich getäuscht, und — — ich bitte um Verzeihung,“ sagte sie kaum hörbar.

Nachdruck verboten.

„Ich bin nicht Leo, obgleich ich glücklich wäre, jetzt hier an seiner Stelle zu sein,“ versetzte er, „ich heiße Fabio Ascoli.“

Die junge Dame hatte sich gefaßt, sie sah den Sprecher mit ihren großen blauen Augen offen an, alle Verlegenheit war aus dem lieblichen Antlitz verschwunden.

„Ich heiße Mona — Mona Lennor,“ versetzte sie einfach. „Ich hoffe, Sie zürnen mir nicht, daß ich Sie aus Ihren Träumereien gestört habe.“

„Ich bin Ihnen dankbar; wüßte ich doch selbst nicht mehr, was ich mit meiner Zeit anfangen sollte. Schon seit zwei Jahren bin ich hier und zweifelte fast daran, ob noch lebende Wesen hier in dieser Gegend existierten, als mich die kleinen Muscheln trafen und ich zu meiner nicht geringen Freude eine menschliche Stimme hörte.“

Mona lachte.

„Ich finde es hier gar nicht einsam und es gefällt mir hier besser, wie in Palermo, wo wir oft einige Wochen zubringen; aber was machen Sie denn hier, wenn Ihnen diese Gegend so schlecht gefällt?“

„Kennen Sie jene Steinbrücke, dort in jener Richtung, etwa vier Meilen von hier? Nun diese gehören meinem Vormund, dem Marquis Ludovico Castelli, der mich her gesandt hat, um dort nach dem Nechten zu sehen. In kurzer Zeit wird er hoffentlich selbst kommen; ich habe schon das einzige respectable Haus im Dorfe für ihn hergerichtet lassen.“

Mona lachte; es schien ihr zu wunderbar, daß der Fremde so verächtlich von ihrem Dörfchen sprach, worin sie ihr ganzes Leben so glücklich gelebt hatte. Die kleine Villa, die sie bewohnte, gehörte freilich nicht zum Dorfe, sondern lag mit vielen anderen nahe am Strande, und es war ihr noch nie so menschenleer und einsam vorgekommen.

„Versetzen Sie sich in meine Lage,“ fuhr Fabio Ascoli fort, „was würden Sie tun, wenn Sie hier allein wären und voraussichtlich noch längere Zeit allein bleiben müßten.“

„Ich würde mich Deuten, die mir gefallen, anschließen, und ich zweifle nicht, daß sie bald die Langeweile vertreiben würden. Zwar kenne ich selbst nicht viel Leute,

aber meine Tante und Leo werden sich freuen, Sie kennen zu lernen."

"Wollen Sie mich vorstellen?"

"Ja!" versicherte Nlona, "wir sind weit vom Hause entfernt, — dort kommt Leo, o, wie gut ist das!"

Fabio sah auf und erblickte in nicht weiter Entfernung einen Jüngling, der mit seinem breit berandeten weißen Strohhut ihm wohl ähnlich sah, nun wunderte er sich nicht mehr, daß die Verwechslung stattgefunden hatte.

"Wer ist Leo?" fragte er.

"Mein Vetter; er ist recht groß für sein Alter, nicht wahr, denn er ist jünger, als ich, erst fünfzehn Jahr. Er bringt nur seine Ferienzeit bei uns zu, sonst ist er in Palermo."

Leo sah überrascht auf, als er Nlonas Begleiter gewahrte, doch sein sonnenverbranntes freundliches Antlitz schien kein Mißfallen darüber zu empfinden.

"Wo bist Du so lange gewesen, Nlona?" fragte er. "Wir haben schon auf Dich mit dem Abendessen gewartet, da wollte ich Dir entgegengehen."

"Das tut mir leid, ich saß zu lange auf meinem Lieblingsplätzchen. — Leo, dieser Herr ist hier ganz fremd, willst Du Dich nicht seiner annehmen?"

Der Gefragte lächelte. Er blickte erstaunt die große, stattliche Gestalt des Fremden, dann seine erröthende Begleiterin an, die ihn unter ihren Schutz genommen hatte, und erwiderte:

"Wir werden unser Bestes tun, Ihnen die Zeit zu verkürzen, kommen Sie mit uns."

"Leonardy Dalison, mein Vetter — Signor Fabio Ascoli," stellte Nlona vor.

Bald war die Villa erreicht; Signora Lennor hatte ängstlich auf Nlona gewartet, doch jeder Vorwurf erstarrte auf ihren Lippen, als das junge Mädchen schnell auf sie zuschritt, ihr schmeichelnd den Arm um den Hals legte und ihre Lippen mit unzähligen Küssen bedeckte.

Der Fremde fühlte sich bald heimlich in dem trauten kleinen Kreise, plaudernd und scherzend war die Zeit nur zu bald verschwunden und erst der dämmernde Abend mahnte Fabio an den Aufbruch.

"Haben Sie schon die Geisterhöhle gesehen?" fragte Nlona, ehe er sich verabschiedete.

"Nein. Ich vermutete hier gar keine Sehenswürdigkeiten."

"Es ist eine schaurige Höhle," fuhr sie fort und ein Frösteln durchrieselte ihre zarten Glieder. "Man erzählt, daß dort in früheren Zeiten die Seeräuber ihre Opfer hingeschleppt haben, die dort elendig umkommen mußten. Davon zeugen noch viele Gebeine, die bis jetzt noch dort zerstreut liegen. Ich erinnere mich, daß vor vielen Jahren ein Skelett an einer großen eisernen Kette befestigt war; es soll ein Räuberhauptmann von seinen Mannen den Tod gefunden haben. Jetzt ist es schon lange entfernt, denn die abergläubischen Fischer wollten mit ihren Booten nicht an der unheimlichen Höhle vorüber fahren, sie fürchteten sich zu sehr; doch die schwere eiserne Kette und der große Ring sind noch zu sehen," erzählte sie flüsternd.

"Gewiß eine schaurige Höhle," lächelte Fabio.

"Wollen Sie sie sehen?"

Er nickte zustimmend, denn er wußte, daß sie es wünschte.

Nlona sah ihren Vetter bittend an:

"Sollen wir Signor Ascoli Morgen die Höhle zeigen, Leo? Wir sind lange nicht dort gewesen."

"Wie Du willst," versetzte er, "nur müssen wir früh aufbrechen, damit uns die Flut nicht ereilt. Wir fahren dann in der Gondel hinüber und kehren den Fußweg über die Felsen zurück."

Nlonas Augen strahlten vor Freude, als jetzt Signora Lennor dem Fremden zum Abschied die Hand bot, die

ehemals voll an seine Lippen drückte, und noch lange schaute sie ihm nach, bis er ihren Blicken entschwunden war.

"Ich hoffe, ich habe recht getan," dachte die Dame, als sie in Nlonas erregtes Gesicht blickte. "Er scheint ein feiner, aristokratischer Herr, aber er ist zu alt, Nlona darf ihn nicht wie Othander behandeln. Aber sie ist ja selbst noch ein Kind; sie wird keine besonderen Gedanken dabei haben."

"Was denkst Du, Tantchen, Du siehst ja so ernst aus?" fragte Nlona und setzte sich auf einen niedrigen Schemel, ihr goldblondes Haupt in den Schoß ihrer Tante legend.

Die alte Dame blickte mit unendlicher Liebe auf ihren Liebling herab:

"Haben wir wohl recht getan, den Fremden bei uns aufzunehmen? Wir kennen ihn doch gar nicht!"

"Wir haben ganz recht getan, Tantchen," ersicherte Nlona. "Bedenke doch, er ist hier ganz fremd."

"Wo hast Du ihn getroffen?"

Nlona erröthete, doch wahrheitsgetreu berichtete sie zuerst ihre Verwechslung mit Leo und wie sie seine Aufmerksamkeit durch das Zuwerfen der kleinen Muscheln erregt habe.

Die Tante lächelte, als das junge Mädchen die Erzählung beendet hatte, und unterdrückte nur mit Mühe einen Seufzer, der sich gewaltsam ihrer Brust entringen wollte, denn sie wollte nicht den kindlichen Frohsinn trüben, der Nlonas größter Reiz war.

"Ich habe sie bis jetzt vor jedem Leid bewahrt, werde ich es auch ferner können? Möge das traurige Schicksal der Mutter nie einen Schatten auf das Leben des Kindes werfen," dachte sie, als Nlona schon lange träumend im süßen Schlummer lag.

Der nächste Morgen war klar und heiter. Leonardy stand seinen Versprechungen gemäß schon früh in seiner Gondel und ließ die bunten Wimpel und Flaggen lustig im Morgenwind spielen. Hier erwartete er seinen neuen Freund, für den er vom ersten Augenblicke an ein reges Interesse gefühlt hatte. Nlona hatte heute außergewöhnliche Zeit und Sorgfalt auf ihre Toilette verwandt. Das helle blaue Sommerkleid mit den vielen seidenen Bändern und Schleifen verlieh der anmutigen Erscheinung neuen Reiz, und Leonardy betrachtete einen Augenblick sie mit Wohlgefallen, doch dann schüttelte er mahnend den trausen Vordenkopf.

"Na aber, Nlona, wozu hast Du Dich heute so gepudert? Du weißt doch, wie schlammig und naß die Höhle ist, und jedesmal wurden wir dort durchnäßt. Dein schönes Kleid wird gänzlich verderben."

"Das schadet nichts," versetzte sie leichtthin und zog dabei die letzten Schleifen zurecht. "Meine andern Kleider waren nicht mehr gut genug und dieses ist nicht gerade mein bestes."

"Dein Kleid von gestern war gut genug, Nlona," fuhr Leo beharrlich fort, doch ehe er weitersprechen konnte, kam Fabio Ascoli herbei, und der bewundernde Blick, mit dem er Nlona betrachtete, belohnte sie vollkommen für die Mühe bei der Wahl der Toilette.

"Es wird eine herrliche Wasserfahrt geben," bemerkte er heiter, als er Nlona gegenüber in der Gondel Platz genommen hatte, während Leonardy am Steuer saß, und vom lustigen Winde getrieben flog das leichte Fahrzeug pfeilschnell durch die klaren blauen Fluten seinem Bestimmungsort entgegen.

Es war eine lange Felsenwand, die sich ziemlich weit in die See erstreckte. Zur Zeit der Ebbe pflegte das junge Mädchen dort oft stundenlang zuzubringen, um erst bei herannahender Flut den schmalen Fußsteig über die Felsen zurückzukehren. Der letzte und größte Felsen der Kette

barg die Geisterhöhle. Der Eingang derselben war kaum sichtbar; Schutt und Seetang verdeckten sie fast vollständig und nur diejenigen, die genau dort bekannt waren, wußten den Eingang zu finden. Bei herannahender Flut stand die Höhle vollständig unter Wasser, die Oeffnung war gesperrt, nur die Spitze des Felsens ragte aus den schäumenden Wellen hervor.

Fortsetzung folgt.

Das Bild im Ahnensaal.

Novelle, aus den hinterlassenen Papieren eines Malers.

1. Fortsetzung.

„Und mein Vater hätte noch einen Bruder?“ fuhr ich fort und schüttelte den Kopf, „Frau Martha, da irren Sie sich wohl, ich habe nie von ihm gehört!“

„Ich mich irren!“ sprach sie ereifert, „hab' ich ihn doch auf meinen Armen getragen, und ihm manches Märchen erzählt.“

„Und wo ist er?“ rief ich aus, und sah ihr scharf in die Augen.

„In Welschland ist er, hat sein Vaterland vergessen, ein welsches Fräulein geheiratet, nun — Gott rechne ihm dereinst sein Vergehen nicht an.“

„Was ist geschehen?“ flüsterte ich neugierig, „reden Sie, Frau Martha!“

„Die Toren tragen das Herz auf der Zunge, die Weisen die Zunge im Herzen!“ antwortete die Alte bedächtig.

„Ich kann schweigen wie das Grab,“ versicherte ich, und als auch diese Vorstellung nichts fruchtete, sagte ich, mich gleichgültig stellend: „Nun, meinerwegen mag's denn sein, es wird auch nichts sein, und am Ende wissen Sie es selbst nicht.“

Damit ging ich nach der Türe, die Gesprächige aber rief mir nach: „Ei, sehen Sie doch, Junker, was sie mir zutrauen, ich war ja die Kammerfrau der verstorbenen Frau Gräfin, mein Mann war Haushofmeister und ich sollte nichts, gar nichts wissen? — Sehen Sie sich, mein Junker, geben Sie mir die Hand zu schweigen, und nun hören Sie mir zu.“

Ich schlug in die dargebotene Hand der Alten, und sie begann: „Fürstenstein ist seit undenklichen Zeiten im Besitz der älteren Linie gewesen, der Erstgeborene ist Herr der Güter; die jüngeren Brüder wurden Offiziere und bekamen jährlich eine angemessene Revenüe, die Töchter brachten von jeher dem Bräutigam einen echten Stammbaum, Jugend und Schönheit zu, denn selten findet man eine so schöne Familie, als die der Fürstenstein. Nun begab es sich, daß Ihr Herr Großvater zwei Söhne hatte, den Grafen Erich, Ihren gnädigen Herrn Vater, und den Grafen Raimund, Ihren Herrn Oheim.“

Die Brüder lebten stets sehr einig, Graf Erich war immer fest, dabei mild, die Aufrichtigkeit selbst und sehr gütig gegen Jedermann. Graf Raimund — schön war er, das muß ich sagen — ein Sauswind, der wildeste Meister, der eifrigste Jäger, ein ganzer Soldat. Das Geld achtete er gar nicht, und gönnte seinem Bruder freudig die schöne Herrschaft.

„Was soll mir Geld und Gut?“ rief er oft lachend aus, „führ' ich doch niemals ein Weib in,“ denn einen ärgern Weiberfeind, als den Grafen Raimund, gab es im ganzen Lande nicht.

Graf Erich vermählte sich, und sein Bruder, welcher an der jungen Gräfin nichts aussehte, als daß sie ein Weib sei, ging auf Reisen. Bald nachdem starb die selige Frau Gräfin Mutter, Sie, mein Junker, wurden geboren und keine Seele vernahm etwas von dem Abwesenden.

Sie mochten ungefähr vier Jahre alt sein, es war gerade am Negiditage, da sprengte ganz unverhofft Graf

Raimund mit verhängtem Bügel in den Kastellhof. Er stürzte die Treppe hinauf, an mir vorbei, und flog in die Arme seines Vaters.

Ich stand so gut bei der seligen Frau Gräfin, war zudem nach dem Tode derselben die Führerin des Hauswesens, daß ich es schon wagen durfte, hinein in das Zimmer zu treten, um den jungen Herrn zu begrüßen.

Die Unterhaltung wurde in französischer Sprache geführt, die ich nicht verstehe, aber die Mienen des Herrn Grafen waren sehr finstern und der junge Graf Raimund sprach ungemein heftig.

Den andern Tag kam Graf Erich, Ihr Herr Vater, aus dem neuen Schlosse, das er bewohnte, herüber, und der alte Graf nebst seinen Söhnen begaben sich in den Ahnensaal. Nicht aus Neugierde, aus reiner Teilnahme, verweilte ich in dem anstoßenden Zimmer, wo ich zwar niemand sehen, aber jedes Wort hören konnte. Anfangs sprachen die drei Herren so leise, daß ich nichts verstand, endlich aber schrie der Graf Raimund: „Ich will, ich muß Geld haben! Die Hälfte der Güter muß mir gehören.“

„Es ist gegen das Hausgesetz!“ sprach der alte Herr, „ich habe dem sterbenden Vater schwören müssen, es treu zu halten.“

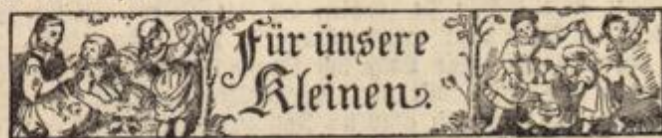
„Ich will dir mein mütterliches Erbteil abtreten!“ rief Graf Erich — „und sollte icht was ferne sein möge, der Herr dieser Güter werden, so sollst du dreifache Revenuen erhalten.“

Aber da fing der Graf Raimund schrecklich an zu toben und zu schreien, daß mir in meinem Kloset davon angst und bange wurde, weil ich nichts anders meinte als nun müsse es Mord und Totschlag geben. Mein Lebensglück steht auf dem Spiel! Ich muß sie mein nennen oder ich sterbe; des Unbegüterten Gattin darf Eugenia nicht werden, so fordere ich denn mein Teil von Ihnen, denn auch ich bin Ihr Sohn, Graf Fürstenstein. Es ist kein Augenblick zu verlieren, ich muß sie die Meine nennen!“ — und so schrie und tobte er noch lange fort. Zuletzt schrie er: „Schlechtes Gesetzbuch!“ und es klang, als würde was geworfen, und dann hörte ich einen dumpfen Fall und einen gellenden Schrei, und dann war alles totenstill.

„Den Wundarzt zu Hülf!“ rief Graf Erich. Ich stürzte in das Zimmer; mit einer Wunde an der Schläfe lag der alte Graf am Boden; neben ihm ein starkes, mit Silber beschlagenes Buch. Graf Erich war liebevoll um ihn beschäftigt; Graf Raimund stand bleich und zitternd von ferne.

Der herbeigerufene Wundarzt fand den Grafen schon tot. Ohnmächtig sei er vom Stuhle gesunken, hieß es, und habe sich an einem aus dem Boden herausstehenden Nagel verwundet. Er ward mit großem Gepränge begraben; die Tränen seiner Kinder und seiner Untertanen benetzten sein Grab. Graf Raimund warf sich wieder auf sein Pferd, und man hat ihn seitdem nicht mehr gesehen; er lebt, so heißt es, in Italien.

Sein krank zurückgebliebener Diener Pietro, den er aus der Lombardei mitgebracht hatte, soll nach einiger Zeit still das Schloß verlassen haben. Das Kastell war seitdem nicht mehr bewohnt und der Herr Graf betritt es nie mehr.“



Das Sirup-Faß.

Eine süße aber schreckliche Begebenheit.

Eigentlich wäre es besser gewesen, wenn Bobchen, Robchen und das Strupfaß nie Bekanntschaft miteinander

gemacht hätten. Wie sie aber dennoch zusammen kamen, das verkündet diese Geschichte!

Bruder war blond, Schwester braun, ungezogen aber waren beide. Je mehr dumme Streiche sie vollführten, desto lustiger waren beide. Schelte, Schläge, gute Worte, böse Worte — Bobchen und Nobchen waren gegen alles gleich unempfindlich.

Aber die Strafe kommt! —

Nun müssen wir die Bekanntschaft des Strupfasses machen. Dss stand in der dunkelsten Ecke des Krämerladens. Es war sehr groß, denn Herr Bartuch war seines guten Strups wegen bekannt, und die Leute kamen weit und breit her, um Strup von ihm zu kaufen.

In dem dunklen Winkel stand das Faß Tag für Tag. Ein einziges Mal im Jahre, wenn es völlig leer war, wurde es aus der Ecke hervorgeholt, tüchtig ausgeschauert, und in den Hof zum Trocknen gelegt. Darauf freute es sich das ganze Jahr. Dieser Zeitpunkt war nun wieder einmal gekommen, weil aber auf dem Hofe gerade Waren abgeladen wurden, stieß Herr Bartuch die Thür zum Hinterdärthchen auf und gab dem Faß einen Stoß — da rollte es mitten zwischen die Blumenbeete.

Ei, wie schön war es hier! — Bobchen und Nobchen, die sich gerade langweilten, stürzten herbei, betrachteten das Faß von allen Seiten und blieben dann nachdenklich davor stehen.

„Das gibt eine Wohnung“, sagte Nobchen und Bobchen war einverstanden. Sie machten es sich darin bequem und fanden ihr Haus sehr gemüthlich; bald aber waren sie dieses Spieles müde, und rollten das Faß unter Anstrengung aller Kräfte etwas hin und her — das war herrlich! — Sodann schleppten sie ein langes Brett herbei, das mußte der Lehrling an den oberen Rand legen — so war's eine Treppe! — „Du bist ein prachtvolles Faß“, rühmte Nobchen und streichelte es. Bobchen aber trampelte recht jugenhaft darin herum und fand es ebenfalls „prachtvoll“. Dann warfen sie Steine hinein, das bummerte so hübsch, — kurz, sie entdeckten alle Augenblicke neue Vorzüge.

Das alte Faß freute sich, als Frau Bartuch die Kinder zum Essen rief. Nun konnte es erst den schönen Sonnenschein genießen, nun erst die Blumen und den Rasen bewundern, sich am Anblick des blauen Himmels laben.

Gleich nach Tisch drängten die Kinder: „Wir müssen hinaus zu dem lieben Faße.“

Herr Bartuch horchte auf.

„Mit dem Faß habt ihr gespielt? Wohl gar Schmutz hineingebracht? Das verbitte ich mir ernstlich!“ Und er rief die beiden Lehrlinge, damit sie das Inzwischen vollständig getrocknete Faß wieder in seine dunkle Ecke trügen. Bobchen und Nobchen aber waren sehr, sehr traurig über den Verlust ihres Spieltkameraden.

Es war Kriegerfest. Herr und Frau Bartuch waren um die Ecke gelaufen um den Zug zu sehen. — Inzwischen sollten die Lehrlinge die Kunden bedienen. — Es kam aber niemand. „Ich gehe auch ein bißchen hin, sagte der Ältere, nachdem sie eine Weile müßig gestanden, und der Jüngere sagte: „Nimm mich mit, sonst sage ich, daß du fortgewesen bist.“ —

Und so rannten die gewissenlosen Lehrlinge denn beide fort. . .

Bobchen und Nobchen waren im Hinterdärthchen eingeschlossen; dort sollten sie spielen bis die Eltern wiederkehrten. — Bald aber wurde ihnen die Zeit lang; Bobchen entdeckte, daß eine Latte am Zaune lose sei, und beide zogen und rissen mit vereinten Kräften daran. Die Latte löste sich los, riß aber im Fall die Kinder mit zu Boden. — Als sie sich etwas vom ersten Schrecken erholt hatten, versuchten sie durch die entstandene schmale Lücke zu kriechen.

Stützig, es ging — draußen waren sie. — Nun weiter! — Durch die angelehnte Thür gelangten sie in den Laden. Auf einmal schrie Bobchen laut auf: „Da ist ja unser liebes Faß!“ Wahrhaftig, da stand es. Vergnügt strampelten sie darauf los.

Der Lehrling hatte etwas Sirup an der Seite entlaufen lassen. Nobchen leckte: „Mm, wie süß.“ Bobchen leckte auch. — Ach das gute Faß. — Sie wollten wieder mit ihm spielen. Ein Stuhl wurde daran gerückt und Nobchen als die Ältere kletterte voran.

„Halt“, sagte das Faß. — „Weg, weg“, riefte die Uhr. — „Unheil kommt“, schmetterte der Kanarienvogel von der Decke herunter. Aber die Kinder vernahmen nicht die warnenden Stimmen. Nobchen turnte auf dem Rande des Stuhles herum. — Schwapp — saß sie im Faß. — Das war sehr weich, aber es war auch süß! — Sie fing an zu schlucken. — Aber o Jammer! Nobchen begann zu sinken. „Wehe, Hilse! Bobchen! Bobchen!“ „Ich komme ja schon“, sagte der Gerufene. „Hilf mir heraus!“ Da streckte Bobchen die Hände aus, Nobchen wollte sich daran aufrichten, aber auch, ihr Bruder verlor das Gleichgewicht und lag nun ebenfalls im Faß. —

Welch Unglück! Die Kinder schrien um die Wette. Je mehr sie aber strampelten, desto rascher sanken sie. Jetzt guckten nur noch die Köpfe heraus, jetzt die Haare, jetzt nichts mehr! —

Die Lehrlinge lehrten nach Hause zurück. Gott sei Dank, Herr Bartuch war noch fort!

Was raschelt dort in der Ecke? — Was tickt die Uhr so wildend? — Was schreit der Vogel so laut? — Sonstbar! Ein Junge kam und forderte Sirup. Einer der Lehrlinge nahm einen großen Löffel und tauchte damit ins Faß. — Aber was war das? — Das war so lang! — Hilse Himmel, das war ein Zopf! — Herr Bartuch trat in die Thür. Frau Bartuch suchte vergebens im Hinterdärthchen die Kinder. — Bobchen! Nobchen! — Bobchen! Nobchen! — Entsetzt stürmte sie in den Laden. Da erblickte sie das flebrige Etwas. — „Gott, sieh mir bei!“

Mit beiden Armen griff sie ins Faß. — War das wirklich Bobchen? Da regte sich noch etwas! — War das Bobchen? Fürchterlich! Herr Bartuch schrie nach Hilfe, Frau Bartuch nach Wasser. Endlich kam die alte Christel mit einem Kessenzuber warmen Wassers. Bobchen, Nobchen — beide wurden hineingesteckt, und nach und nach gelang es, wieder ein Gesicht, eine Hand, einen Fuß zu erkennen. . .

Wenn man heute Herrn und Frau Bartuch fragt, wie sie es damals fertig bekommen haben, die Kinder zu reinigen und zu neuem Leben zu erwecken, dann wird noch heute Frau Bartuch bleich, und Herr Bartuch bekommt das Zittern am ganzen Körper. Sie wissen es wirklich selber nicht mehr! —

Am Abend dieses Schredenstages lagen Bobchen und Nobchen friedlich in Mamas großem Bett. Sie sahen aus wie junge Ratten, denn die Haare waren ihnen dicht am Kopf abgeschoren. Sie lagen mäusehinstill und gaben keinen Laut von sich; nur als Mama sie zur Gutenacht küßte, und ihnen vorhielt wie ungerecht sie gehandelt, machten sie die Augen auf und sagten beide zugleich: „Das dumme Faß!“

Das arme Strupfaß aber grämte sich über das unverschuldete angerichtete Unheil, bis es ganz spad wurde. Es war nicht mehr zu gebrauchen, und der Krämer schätzte es mir, als ich ihm um Holz zum Felleranzünden bat. Als ich mir des Abends die Herdflamme damit ansachte, hat es mir die ganze Geschichte von Bobchen und Nobchen vorgeknistert!

Rätsel-Auflösung.

Die Auflösung des Rätsels aus voriger Nummer heißt:
Stamm.